

TERRY BROOKS  
DIE GROSSEN KRIEGE 3  
Die Flüchtlinge von Shannara

### *Buch*

Die letzten Städte der Menschen sind gefallen; das Land, das einst als die Vereinigten Staaten von Amerika bekannt war, ist endgültig zu einer Domäne des Bösen geworden und wird von Dämonen und schrecklichen Monstren beherrscht. Und diese Wesen machen Jagd auf die kleine, wild zusammengewürfelte Gruppe von Flüchtlingen, die begleitet und beschützt von Logan Tom und Angel Perez – den letzten beiden Rittern des Wortes – versuchen, sich nach Norden durchzuschlagen. Denn irgendwo dort gibt es jenen sicheren Hort, von dem der geheimnisvolle König vom Silberfluss gesprochen hat. Doch um dieses Ziel zu erreichen, müssen die Flüchtlinge nicht nur unzählige Gefahren überwinden – sondern sie müssen darüber hinaus einem Wesen vertrauen, das sie bisher nur als einfachen Straßensänger kannten und das sich nun als der legendäre Zigeunermorph entpuppt. Aber ihnen bleibt keine andere Wahl, denn auf dem Spiel steht nicht weniger als die Zukunft zweier Völker: der Menschen und der Elfen ...

### *Autor*

Im Jahr 1977 veränderte sich das Leben des Rechtsanwalts Terry Brooks, geboren 1944 in Illinois, USA, grundlegend: Gleich der erste Roman des begeisterten Tolkien-Fans eroberte die Bestsellerlisten und hielt sich dort monatelang. Doch *Das Schwert von Shannara* war nur der Beginn einer atemberaubenden Karriere, denn bislang sind mehr als zwanzig Bände seiner Shannara-Saga erschienen. Und mit *Die Kinder der Apokalypse* hat Terry Brooks einen Zyklus begonnen, der die Welt der *Dämonenjäger* mit der Welt von *Shannara* verbinden wird. Terry Brooks lebt an der Westküste der USA und auf Hawaii. Mehr zum Autor auf <http://www.terry-brooks.net>

Terry Brooks

---

Die Großen Kriege 3

**Die Flüchtlinge  
von Shannara**

Roman

Aus dem Englischen  
von Michael Nagula

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Genesis of Shannara. The Gypsy Morph« bei Del Rey Books,  
an imprint of The Random House Publishing Group,  
a division of Random House, Inc., New York.



**FSC**  
Mix  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften  
Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2009  
bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der Originalausgabe 2008 by Terry Brooks  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München  
Umschlagillustration: Andreas Rocha, Lissabon  
Redaktion: Waltraud Horbas  
UH · Herstellung: RF  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-26561-9

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Anne Sibbald, Agentin und Freundin –  
die Königin des Silbernen Flusses*



# 1

Wills durchschritt die leeren Korridore der Hölle auf der Suche nach dem Code. Er war jeden Tag in diesen Fluren unterwegs, den ganzen Tag, und suchte. Immerhin war es ja möglich, dass er irgendeine Stelle übersehen hatte und sie am nächsten Tag finden würde. Aber das geschah nicht. Und tief im Herzen wusste er, dass es auch nie geschehen würde.

Es war vorbei. Sie waren am Ende, sie alle. In mehr als nur einer Hinsicht. Die anderen waren schon lange tot. Das gesamte Kommando, ausgelöscht von irgendeinem Virus, der seinen Weg hineingefunden hatte, durch die Luftschächte, durch Filter und Reiniger und Medico-Schirme und alle anderen Sicherheitsmaßnahmen hindurch, die schon Jahre zuvor installiert worden waren. Selbstverständlich waren sie nicht alle gleichzeitig gestorben. Begonnen hatte es mit acht von ihnen, und das lag nun mehr als zwei Jahre zurück. Jedenfalls glaubte er, dass es so lange her war. Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Die anderen waren einer nach dem anderen gestorben, ein paar waren gleich krank geworden, andere nicht sofort und hatten so Hoffnungen geweckt, dass einige vielleicht überleben würden. Aber die Hoffnung war trügerisch gewesen. Nur er lebte noch. Er hatte keine Ahnung warum. Ihm kam es nicht so vor, als wäre er anders als die anderen, aber offenbar war das der Fall. Irgendeine kleine genetische Veränderung. Ein Antikörper, über den nur er verfügte. Oder vielleicht irrte er sich auch, und es war einfach nur Glück. Er lebte, die anderen waren tot. Sinn- und zwecklos, das alles. Es gab keinen Preis für den letzten Überlebenden. Nur ein Rätsel ohne Lösung.

Abramson und Perlo waren als Letzte gegangen. Wenn man Major Sowieso nicht zählte – wie hatte sie noch geheißen? Anders, Andrews oder so. Er konnte sich nicht mehr erinnern. Wie auch

immer, für sie hatte nie viel Hoffnung bestanden. Sie war krank geworden und krank geblieben, und als sie schließlich starb, war sie bereits wochenlang schon so gut wie tot gewesen: das Hirn kurzgeschlossen, das Gedächtnis leer, der Mund sabbernd. Sie hatte nur noch auf dem Boden herumgelegen, seltsame Geräusche von sich gegeben und sie angestarrt, undeutlich vor sich hin brabbelnd, die Augen weit aufgerissen, das Gesicht verzerrt. Er hätte dem ein Ende gemacht, wenn er sich dazu hätte durchringen können. Aber er brachte es nicht über sich. Perlo hatte es schließlich getan. Perlo hatte nicht die gleichen Vorbehalte gehabt wie er. Er konnte sie sowieso nicht leiden, sagte er. Selbst als sie noch nicht krank gewesen war, hatte sie ihn genervt. Also war es ihm nicht schwer gefallen, ihr die Waffe an den Kopf zu halten und abzudrücken. Sie hätte ihm wahrscheinlich dafür gedankt, wenn sie dazu in der Lage gewesen wäre, sagte er hinterher.

Zwei Wochen später war Perlo ebenfalls tot, erschossen mit derselben Waffe. Er hatte sich entschlossen, nicht mehr länger zu warten. Hatte die Waffe mit beinahe vollem Magazin für die anderen zurückgelassen, ein unausgesprochener Hinweis, dass es vielleicht klug wäre, ihm zu folgen.

Sie hatten den Vorschlag nicht aufgegriffen. Abramson war noch beinahe sieben Monate am Leben geblieben, und er und Wills hatten in dieser kurzen Zeit gut zusammengearbeitet. Beide stammten aus dem Mittleren Westen, hatten jung geheiratet und waren in den Dienst ihres Landes getreten, hatten die Offiziersausbildung hinter sich gebracht, voll patriotischer Pflichterfüllung und stolz darauf, die Uniform tragen zu dürfen. Beide waren Piloten gewesen, bevor sie schnell befördert worden waren und in Kommandopositionen aufstiegen. All das war lange vorbei, aber sie hatten oft über die vergangenen, besseren Zeiten gesprochen. Sie erinnerten sich gerne daran, denn es gab ihnen das Gefühl, dass ihre Beharrlichkeit, ihr Durchhalten einen Sinn gehabt hatte, obwohl die ganze Geschichte kein gutes Ende genommen hatte.

Jetzt fiel es Wills schwer, sich zu erinnern, worin dieser Sinn bestanden hatte. Nachdem Abramson weg war, hatte er niemanden mehr gehabt, mit dem er darüber hätte reden können, und im Lauf

der Zeit war das Wissen um diesen Sinn in der Stille des Komplexes versickert. Manchmal sang er oder sprach mit sich selbst, aber das war nicht das Gleiche, wie mit einem anderen Menschen reden zu können. Tatsächlich erinnerte es ihn an die Geschichten von Gefangenen, die in Einzelhaft langsam den Verstand verloren, zu lange allein gelassen mit sich selbst und dem Klang ihrer eigenen Stimme. Manchmal für Jahre. Genau wie bei ihm: Auch für ihn würden es Jahre der Einzelhaft sein, wenn sich nichts änderte, wenn er niemanden fand und niemand kam.

Major Adam Wills war er gewesen – das Militär würde sagen, er war es immer noch, solange er seinem Land tief unter der Erdoberfläche diente, eine Viertelmeile unter Tonnen von Felsen und verstärktem Stahlbeton. Irgendwo tief in den Rocky Mountains wartete er nun schon seit fünf langen Jahren.

Warten. Er dachte über dieses Wort nach. Mitten in einem der endlosen Korridore blieb er stehen und dachte darüber nach. *Warten*. Worauf? Es schien sich mit der Zeit zu verändern. Zuerst hatte er darauf gewartet, dass die Kriege zu Ende waren. Dann hatte er darauf gewartet, dass jemand kam und die Leute im Raketenkommandozentrum ablöste, die noch am Leben waren. Dann hatte er darauf gewartet, dass man ihn rausließ. Er selbst konnte den Komplex nicht verlassen, wenn nicht jemand mit der entsprechenden Autorität, jemand, der ihm sagen konnte, dass es Zeit war zu gehen, die Fahrstühle von der Oberfläche zum Komplex entriegelte.

Auch nachdem er wusste, dass vielleicht niemand von ihnen am Leben geblieben war, hatte er lange Zeit einfach gewartet und gehofft, dass das, was er sendete, irgendwann zu einer Antwort führte. Er benutzte keinen Sicherheitscode mehr. Er ging einfach auf alle Kanäle und sendete *Mayday*. Er wusste, was an der Oberfläche geschah. Die Kameras hatten ihm einen großen Teil der Geschichte erzählt. Trostlose, unfruchtbare Landschaften, ein paar umherziehende Gruppen von Menschen, offenbar Plünderer. Eine Handvoll Geschöpfe, wie er sie nie zuvor gesehen hatte und hoffte, auch niemals wieder sehen zu müssen, und endlose Tage voller Sonnenschein. Kein Regen. Colorado war immer trocken gewesen,

aber nicht so. Früher oder später musste es doch regnen, sagte er sich.

Oder?

Warten auf den Regen.

Die Regierung war praktisch vollständig ausgelöscht worden, noch bevor man ihn ins Raketenkommandozentrum geschickt hatte, das den Spitznamen Deep Rock trug. Anfangs war er noch an der Oberfläche gewesen, in einer Basis in North Dakota, wo er mit seiner Familie auf dem Kasernengelände lebte. Washington war beim ersten Schlag vernichtet worden, und kurz darauf hatte es auch die meisten anderen Städte an der Ostküste erwischt. Die Umwelt war bereits in Aufruhr gewesen, große Teile des Landes so gut wie unbewohnbar geworden. Terroristen hatten zugeschlagen. Krankheiten breiteten sich aus. Sein letzter Befehl hatte ihn hierher gebracht, zusammen mit den anderen, die in die Bunker und die geschützten Komplexe geschickt worden waren, die das Land überzogen. Zu diesem Zeitpunkt gab bereits ein General der National Command Authority die Befehle aus, nicht nur für das Militär, sondern für das gesamte Land. Die Befehle waren finster gewesen, und alle hatten gewusst, dass es schlecht um sie stand, aber sie hatten auch gewusst, dass sie durchkommen würden. Es hatte Kameraderie gegeben, das Gefühl, gemeinsam eine Katastrophe zu durchleben, bei der jeder allen anderen helfen musste. Keiner hatte daran gezweifelt, dass sie überleben und auch mit dem Schlimmsten fertig werden würden.

Die Amerikaner hatten es schließlich immer geschafft. Ganz gleich, wie schlimm es stand, sie hatten einen Ausweg gefunden. So würde es auch diesmal sein. Sie waren erfüllt von Stolz, Selbstvertrauen und der Überzeugung, dass sie die Ausbildung, die Fähigkeiten und die Entschlossenheit hatten, die man zum Überleben brauchte. Sie hatten sogar widerspruchslos akzeptiert, dass sie ihre Familien zurücklassen mussten.

Wills lächelte unwillkürlich. Was für blinde Narren sie gewesen waren!

Er hatte aufgehört, an all diese Dinge zu glauben, als er die letzten Radiosendungen, die Beschreibungen der Massenhysterie

und das Flehen und die verzweifelten Gebete der wenigen Reporter und Ansager gehört hatte, die noch sendeten. Die Zerstörung war vollständig, sie war weltweit. Niemand war verschont worden. Bewaffnete Angriffe, chemische Kriegsführung, Seuchen, die Vernichtung der Umwelt, Terroristenangriffe – eine Checkliste des Wahnsinns, der schließlich alles und jeden überwältigte. Millionen waren tot, und weitere Millionen lagen im Sterben. Weltweit Hunderte von Millionen. Ganze Großstädte waren ausgelöscht worden. Es gab keine Regierungen mehr, keine Armeen, alles, was auch nur entfernt an Recht und Ordnung erinnerte, war verschwunden. Er hatte versucht, seine Familie in der Basis in North Dakota zu erreichen, aber keine Antwort erhalten. Schließlich hatte er akzeptiert, dass es nie mehr eine Antwort geben würde. Sie waren ebenfalls tot – seine Frau, seine zwei Jungen, seine Eltern, all seine Tanten und Onkel und Vettern und Basen und wahrscheinlich auch alle anderen, die er je gekannt hatte.

Nach und nach fühlte es sich so an, als wären alle tot, bis auf die wenigen in Deep Rock, die auf ihr eigenes Ende warteten.

Das selbstverständlich nur zu bald kam.

\*\*\*

Wills ging weiter, weiter und weiter. Er hatte kein Ziel, keine besondere Route, keinen Plan. Er ging, um etwas zu tun zu haben. Obwohl der Komplex nur aus acht Räumen bestand, die Vorratschränke und der Kühlraum nicht mitgerechnet. Obwohl es nur drei kurze Flure gab, die zusammengenommen nicht länger als hundert Yards waren. Er hatte seinen tragbaren Empfänger dabei, der mit dem Kommunikationszentrum verbunden war, das seinerseits eine Verbindung zum Satellitensystem hatte. Es war völlig zwecklos, aber er hatte ihn aus Gewohnheit dabei. Jemand könnte sich melden. Man wusste nie.

Am Kühlraum blieb er stehen und starrte die schweren Eisentüren an. Er stellte sich vor, was sich dahinter befand, aber nur für einen Moment, denn länger ertrug er es nicht. Siebzehn Männer und Frauen, aufgestapelt wie Holz in einem acht mal zehn Yards großen Raum. Gestapelt neben jenen Lebensmitteln, die

schon lange verdorben waren. Er konnte es nicht ertragen, daran zu denken, was aus den Leichen wurde, selbst bei den Frosttemperaturen, die das Kühlsystem aufrechterhielt. Er war nicht mehr hineingegangen, seit er Abramson auf den Stapel gelegt hatte, und er war ziemlich sicher, dass er den Raum nie wieder betreten würde. Wozu auch?

Dennoch, er stand vor den Türen und starrte sie lange Zeit an, und in seinem Kopf stiegen finstere Bilder auf. In der alten Zeit wäre so etwas nicht passiert, sie wären nicht alle zusammen gewesen, so dass ein einziger Virus sie auslöschen konnte. Man hätte sie zu einem Dutzend unterschiedlicher Kommandozentralen geschickt. Man hätte nicht mehr als zwei oder drei von ihnen in einem dieser Zentren angetroffen, die jeweils für eine Handvoll Silos verantwortlich waren. Aber als das Ende nahte, hatte jemand in hoher Stellung begriffen, dass ein weiterer feindlicher Angriff bevorstand. Daher hatten sie diese Basis eingerichtet; ihrer Auffassung nach war eine Hauptkommandozentrale notwendig. Sie war das Zuhause von Dutzenden von Teams geworden, die im Laufe von zwanzig Jahren hier ein- und wieder ausgezogen waren. Seine Gruppe von neun Personen war die letzte gewesen, aber das Team vor seinem, in dem Abramson gedient hatte, hatte die Anlage nicht mehr verlassen können. Die National Command Authority hatte beschlossen, das Zentrum vorsichtshalber zu versiegeln. Die normale Rotation war vorübergehend ausgesetzt worden.

Nur bis die Lage sich wieder beruhigte.

Als er weiterging, tat er es weniger entschlossen und ließ den Kopf hängen. Er sollte etwas tun, aber er wusste einfach nicht was. Er wollte hier raus, aber allein würde er das nicht schaffen. Nicht, solange er nicht den Code fand, den er suchte, den Code, der die Fahrstühle aktivieren und die äußeren Tore öffnen würde. So war der Komplex gebaut, um das Eindringen von unautorisierten Personen zu verhindern. Das Militär dachte an alles. Er grinste. An fast alles. Sie hatten nur nicht daran gedacht, dass die hier Eingeschlossenen nicht mehr rauskamen, wenn sie den Code verloren hatten.

Oder vielleicht war es auch kein Versehen gewesen. Vielleicht war es ihnen einfach egal.

Als kommandierender Offizier hatte Aronez den Code bei sich gehabt, als er kam. Nur er kannte ihn, sonst niemand. Nachdem er ihnen Eintritt verschafft hatte, hatte er ihn weggelegt, und alle hatten ihn vergessen. Leider hatte er nicht daran gedacht, ihn weiterzugeben, als er sich mit dem Virus angesteckt hatte. Oder vielleicht hatte er daran gedacht und sich dagegen entschieden. Das wäre dem kalten, berechnenden Aronez durchaus zuzutrauen gewesen. Wie auch immer, er starb innerhalb von vierundzwanzig Stunden, und die Information darüber, wo der Code versteckt war, starb mit ihm.

Wills wusste lediglich, dass er irgendwo niedergeschrieben sein musste, eine Sicherheitsmaßnahme, die Aronez nicht vernachlässigt hätte.

Also suchte er. Jeden Tag, immer wieder von neuem. Endlos.

Er war nicht sicher, warum er das machte. Selbst wenn er hinaus könnte, was sollte er tun? Er war Meilen von allem entfernt und wusste nicht, wo sich andere Menschen befanden. Seine Familie? Sein Zuhause? Seine Vorgesetzten in der National Command Authority? Nicht mehr da. Oh, es gab vielleicht irgendwo irgendwen, aber es war unwahrscheinlich, dass es sich um eine Person handelte, die tatsächlich Befehle ausgeben und ihn ersetzen konnte und wusste, was zu tun war.

Es war unwahrscheinlich, dass ihm jemand seine Verantwortung abnehmen würde, dass es jemanden gab, dem er die beiden roten Schlüssel übergeben konnte, die er an einer Kette um den Hals trug.

Er griff nach unten, um die unregelmäßigen Formen durch den Stoff des Hemds zu betasten. Sein Schlüssel und Abramsons. Na ja, nicht wirklich Abramsons. Abramson hatte ihn Reacher abgenommen, nachdem der gestorben war, denn irgendwer musste ihn ja nehmen, nur für den Fall, dass er gebraucht würde. Nach Abramsons Tod hatte Wills seinen ebenfalls an sich genommen.

Nur für den Fall.

*Ja, nur für den Fall.*

Als er die Schlüssel betastete, dachte er an das, was früher einmal undenkbar gewesen war. Obwohl er wusste, dass er das nicht tun sollte. Obwohl allein der Gedanke daran finster und entsetzlich war.

Er dachte an die Raketen.

Er dachte daran, sie zu starten.

Das konnte er; er hatte es schon einmal getan. Damals, am Anfang, als der General das Land regierte. Der General hatte den Code gehabt und die Raketenstarts autorisiert. Eine Handvoll gezielter Angriffe gegen Länder und Basen, die selbstverständlich zurückgeschlagen hatten. Wills hatte den Schlüssel zusammen mit einem anderen Mann benutzt, an dessen Namen er sich nicht mehr erinnern konnte. Wie hieß er noch – vielleicht Graham oder Graves, ein Captain? Sie hatten gemeinsam ihre Schlüssel gedreht, um die Schalter zu entriegeln und die Auslöser zu aktivieren. Sie hatten gewartet, während die Zielkoordinaten eingegeben wurden, bis der Mechanismus schließlich aktiviert worden war. Die Sprengköpfe waren bereit gewesen. Meilen von ihnen entfernt waren sie lautlos aufgestiegen – die Stille in ihrem unterirdischen Kommandozentrum war ohrenbetäubend gewesen.

Es war das Ende. Seitdem war nichts mehr geschehen. Der General hatte sich nie mehr mit ihnen in Verbindung gesetzt. Niemand hatte das getan. Die Kommunikationsanlage war verstummt und stumm geblieben, nur die Kameras hatten ihnen Lebensformen gezeigt, die sich über die Oberfläche bewegten, viele von ihnen seltsam und erschreckend. Es gab keine Kommunikation mehr nach außen. Sie konnten nur noch warten, umschlossen in einem Vakuum aus Angst und Zweifeln, aus Unwissen und leerer Hoffnung.

Aber Dutzende von Raketen waren immer noch aktiv und standen ihm zur Verfügung. Dutzende, alle mit atomaren Sprengköpfen, einige hier in ihren Silos in den Bergen, andere weit entfernt an den Küsten. Es gab keine Marine mehr, ebenso wenig wie eine Luftwaffe. Keine Schiffe segelten mehr, keine Flugzeuge flogen –

zumindest keine militärischen. Nur die Raketen in ihren Silos waren weiterhin bereit. Aber sie würden genügen, um alles auszulöschen.

Alles.

Er konnte eine Rakete starten, nur um zu sehen, was geschehen würde. Er konnte sein eigenes Ziel wählen, etwas, das dem Erdboden gleichgemacht werden sollte. Er hatte diese Macht. Er hatte die roten Schlüssel und die Kenntnisse. Die Prozeduren, die einer erfolgreichen Netzhauserkennung folgten, waren schon lange verändert worden, um in einer verzweifelten Situation wie dieser auch einen einzigen Schlüsselinhaber mit zwei Schlüsseln zu akzeptieren. Er musste nur eine Fernbedienung aktivieren, die sich in der National Command Authority befand, und das war schon lange geschehen. Die Maschinen hier reagierten nicht mehr auf andere Kommandozentren, wenn es denn noch welche gab. Die Anlage war autonom und unabhängig. Sie tat, was die Personen mit den Schlüsseln ihr befahlen, man brauchte lediglich die notwendigen Kenntnisse und die Schlüssel. Und er hatte beides.

Aber was würde er vernichten?

Und warum?

Er schloss die Augen, um die finsternen Gedanken zu verscheuchen. Mehr Atomsprengköpfe auf den Weg zu schicken würde den Wahnsinn nur noch vergrößern. Daran wollte er keinen Anteil haben. Obwohl es mitunter verführerisch war und er die Mittel hatte, würde er es nicht tun.

Er kehrte zum Mittelpunkt des Kommandokomplexes zurück, setzte sich auf den Stuhl und startete die Monitore und Anzeigetafeln an. Obwohl keine Menschen mehr da waren, arbeiteten die Maschinen weiter, angetrieben von Sonnenkollektoren an der Oberfläche, und taten, wozu sie geschaffen worden waren. Die Monitore zeigten eine leere Felsenlandschaft, und die Anzeigen wiesen darauf hin, dass sich Wetter und Klima nicht verändert hatten. Einen Augenblick nestelte er am Kommunikationsbord herum, ging die Sendebereiche durch auf der Suche nach einer Kontaktmeldung und fand nichts.

Er betrachtete das gerahmte Bild seiner Frau und der Jungen auf dem schmalen Regal vor ihm, das von jedem Bereich der Workstation aus gut zu sehen war.

Dann beugte er sich plötzlich vor, senkte den Kopf, drückte fest die Augen zu, faltete die Hände und fing an, leise zu beten.

*Der Herr ist mein Hirte,  
mir wird nichts mangeln.  
Er weidet mich auf grüner Aue  
Und führet mich zum frischen Wasser.  
Er erquicket meine Seele, er führet  
Mich auf rechter Straße um seines Namens willen.  
Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,  
fürchte ich kein Unglück ...*

Abrupt hörte er auf, denn die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er konnte nicht weiterbeten.

»Bitte«, flüsterte er in die Dunkelheit hinter seinen geschlossenen Augen. »Bitte lass mich nicht hier sterben.«

## 2

*Angel Perez geht die heißen, staubigen Straßen ihres Barrio in Ost-L.A. entlang; ihre kleine Hand umklammert Johnnys Hand. Sie fühlt sich sicher und warm unter dem tröstlichen Mantel seines schützenden Schattens. Seine Hand zu halten ist genug, und so muss sie nicht erst zu ihm aufblicken, um zu wissen, dass er da ist, sich um sie kümmert, in der Nähe bleibt. Die Welt rings umher ist friedlich und ruhig, ein Spiegelbild ihres Gefühls der Sicherheit, ein Sinnbild dafür, was es bedeutet, bei Johnny zu sein. Die Leute sitzen auf ihren Schwellen oder beugen sich aus den Fenstern. Ihre abgehärmten, sorgenvollen Gesichter leuchten auf,*

wenn sie Johnny sehen. Sie winken und rufen ihm Grüße zu. Alle freuen sich über Johnnys Gegenwart.

Sie blickt zum Himmel auf. Er ist wolkenlos und blau, frei von dem Rauch und der Asche, die sie seit Tagen gequält haben. Seit Monaten. Seit Jahren. In dieser Gegend sind Gangs aufgetaucht, es kam zu Kämpfen und Plünderungen. Aber Johnny hält all das von seinem Viertel fern, und heute gibt es davon keine Spur. Der klare Himmel und die ruhige Luft sind Zeichen dieser Läuterung. Sie lächelt, als sie daran denkt. Sie fragt sich, ob vielleicht etwas Gutes auf sie zukommt. Es wäre doch möglich – vielleicht wird sich das Glücksrad ja tatsächlich bald drehen.

»Ich bin so froh«, sagt sie zu Johnny.

Er antwortet nicht, aber Worte sind auch nicht notwendig, wo sie doch spürt, dass er ihre Hand ein wenig fester drückt. Er versteht sie. Auch er ist froh.

Sie gehen lange Zeit weiter, zufrieden damit, dass sie zusammen sind wie Vater und Tochter, wie Verwandte. So stellt sie es sich vor, sie die Tochter, er der Vater. Es gibt mehr Arten von Verwandtschaft als reine Blutsverwandtschaft. Man braucht Vertrauen und Freundschaft und Ergebenheit. Sie ist erst acht Jahre alt, aber das weiß sie bereits.

Sie kommen aus einer breiteren Straße in eine schmalere und bewegen sich damit auf den Rand des Viertels zu. Über diese Grenzen, die ihr Barrio bezeichnen, darf sie nicht hinausgehen, aber er bringt sie oft bis an die Grenzen, damit sie weiß, bis wohin sie ohne ihn gehen darf. Er selbst bewegt sich auch außerhalb des Barrio, aber er spricht nicht darüber, wohin er geht. Wenn sie fragt, lächelt er nur und sagt, es sei notwendig. Er ist in jeder Hinsicht ihr Vater, auch ohne eine tatsächliche Blutsverwandtschaft. Ihr bester Freund und ihr Beschützer, aber er hat viele Geheimnisse.

An einer Ecke mit Häusern mit herausgebrochenen Fenstern und einstürzenden Mauern stoßen sie auf Gangmitglieder. Sie weiß, was sie sind, denn sie haben die entsprechenden Kennzeichen, aber sie kennt ihre Namen nicht. Johnny bleibt sofort stehen und spricht sie an. Es sind insgesamt fünf. Ihre Kleidung ist zerfetzt und schmutzig, ihre Gesichter sind hart und gefährlich. Sie

halten keine Waffen in der Hand, aber Angel weiß, dass sie welche in ihrer Kleidung verborgen haben. Sie starren Johnny lange an, gönnen ihr aber kaum einen Blick. Dann biegen sie ab und verschwinden in den Ruinen.

So reagieren Leute oft auf Johnny. Sie hat es wieder und wieder gesehen. Wenn sie wie diese erbärmlichen Geschöpfe sind, weichen sie zurück. Er hat etwas in den Augen, das sie wissen lässt, was geschehen wird, wenn sie es nicht tun. Er verfügt über eine Präsenz, die dringend davor warnt, ihn herauszufordern. Johnny braucht Geschöpfen, die eine Gefahr darstellen, nicht viel zu sagen. Sie wissen instinktiv, was sie riskieren und dass sie wahrscheinlich verlieren würden.

Das Barrio endet an einem Wald eingestürzter Mauern, Stahlträger und Trümmerhaufen, den Überresten dessen, was einmal ein Lagerhausviertel war. Die Sonne brennt auf schweigende, leere Ruinen. Hier lebt nichts mehr. Nichts hier kann noch Leben erhalten.

»Komm mit«, flüstert Johnny ihr zu.

Er hat sie noch nie weiter mitgenommen als bis hierher, also überrascht sie seine Bitte. Aber sie würde überall mit ihm hingehen. Sie vertraut ihm vollkommen, hat keine Angst.

Sie gehen in den Irrgarten hinein, durch schmale Gassen und manchmal durch Passagen, die nicht einmal Gassen sind. Staub hängt schwer in der Luft, und es ist schwierig zu atmen. Aber sie beschwert sich nicht. Sie ignoriert die Unbequemlichkeit und geht weiter neben ihm her, als wäre alles, wie es sein sollte.

Und wie könnte es mit Johnny auch jemals anders sein?

Aber als sie weiter durch diese surreale Landschaft ziehen, bemerkt sie, dass der Himmel langsam dunkler wird. Das geschieht nach und nach und ohne offensichtlichen Grund. Es gibt keine Wolken, und kein Sturm nähert sich. Die Sonne verblasst einfach immer mehr, bis sie in Zwielflicht gehüllt sind. Johnny lässt sich nicht anmerken, ob ihm das auffällt. Er geht stetig weiter, ihre Hand in seiner, mit gleichmäßigem Schritt, unverändert. Sie hält Schritt mit ihm, aber nun sieht sie sich um und wundert sich. Es ist Mittag. Wie kann das Licht nur so trübe sein?

*Dann bleibt Johnny plötzlich stehen und lässt ihre Hand los. Es dauert einen Augenblick, bis sie es begreift. Sie bleibt reglos in dem schwindenden Licht stehen und wartet darauf, dass er ihre Hand wieder nimmt. Als er das nicht tut und nichts sagt, blickt sie auf zu ihm.*

*Er ist nicht mehr da.*

*Verschwunden.*

*Schauernd hält sie die Luft an. Wie ist das passiert? Wie kann er so vollkommen verschwunden sein?*

*Vor ihr erscheint eine schattenhafte Gestalt in Umhang und Kapuze, das Gesicht verborgen. Sie bewegt sich nicht, sondern steht ihr einfach gegenüber. Angel weiß nicht, was es ist, aber sie fühlt sich plötzlich kalt und allein.*

*»Quién es?«, ruft sie mit brechender Stimme.*

*Die Gestalt schweigt weiterhin, starrt sie nur an und bewegt sich dann hölzern durch die Trümmer. Ihr Umhang weht in dunklen Falten hinter ihr her. Angel weiß plötzlich, wer das ist, und was diese Gestalt will. Sie weiß, warum Johnny sie hierher gebracht und zurückgelassen hat.*

*Sie wartet, erwartet bereits das Udenkbare.*

\*\*\*

Angel erwachte in beißender Kälte und Dunkelheit. Sie lag halb begraben in einer Schneewehe, ihr zerschlagener Körper steif und kalt. Ihre Wunden unter der Kleidung waren vereist, und an einigen Stellen war die Kleidung gefroren, aber sie spürte kaum etwas von ihren Schmerzen. Der Wind blies in heftigen Böen und wirbelte den Schnee in komplizierten Mustern durch die leere Landschaft. Eispartikel stachen ihr ins Gesicht, wo sie immer noch Gefühl hatte, tanzten an den Rändern ihres Blickfelds wie kleine Lebewesen. Über ihr leuchteten die Sterne hell und klar am wolkenlosen Nachthimmel.

Sie befand sich auf dem Berg, den die Elfen Syrring nannten, war auf einem der oberen Hänge im Schnee zusammengebrochen. Angel war nach ihrem Kampf mit dem Dämon hierhergekrochen, sie hatte versucht, die Eishöhle zu erreichen, in die Kirisin und

seine Schwester zuvor gegangen waren. Sie hatte ihre letzten Kräfte mobilisiert, um dorthin zu gelangen, wo sie jetzt war, aber sie wusste bereits, dass das nicht genügen würde.

Sie lag im Sterben.

Sie staunte, wie bereitwillig sie diese Tatsache akzeptierte, wie klar sie es erkannte. Sie hätte dagegen ankämpfen sollen, sich anstrengen, um ihrem Schicksal zu entgehen. Die Elfen wurden vielleicht durch den zweiten Dämon bedroht und brauchten sie. Sie wusste, wenn sie hier liegen blieb, wenn sie nicht mehr aufstehen und weitergehen konnte, würde sie ihnen nicht helfen können. Aber eine tiefe und allumfassende Lethargie durchdrang sie, drückte mit ihrem gewaltigen Gewicht jeden Widerstand nieder und bewirkte, dass sie einfach nur dalag und die dunklen Hände akzeptierte, die nach ihr griffen, um sie zu holen.

Wieder sah sie die Gestalt im Umhang, die im Traum zu ihr gekommen war, die, zu der der Geist von Johnny sie geführt hatte. Der Tod wartete geduldig, bis sie zu ihm kam, und nun hatte sie ihn beinahe erreicht. Wieder dachte sie an den vierbeinigen Schrecken, der sie in diesen Zustand versetzt hatte, ein Geschöpf, das seine Gestalt gewandelt hatte, erst eine Frau mit borstigem blondem Haar gewesen war und dann ein riesiges Katzenwesen – in jedem Fall immer ein Dämon mit dem unersättlichen Bedürfnis, sie zu vernichten.

Was er nun offenbar erreicht hatte.

Sie war müde, so müde.

Angel konnte die Tränen spüren, die sich in ihren Augenwinkeln sammelten, über ihr Gesicht liefen und dort zu Eis wurden.

Mit einer Hand packte sie ihren geschnitzten schwarzen Stab, aber sie konnte kein Leben darin spüren. Die Wärme der Magie schien verschwunden, und die Runen, die die Bereitschaft des Stabs verkündeten, waren dunkel und starr.

Was sollte sie tun? Sie konnte weiter vorwärts durch den Schnee kriechen und nach der Eishöhle und einer Zuflucht suchen. Aber sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand, und im Dunkeln gab es nichts, was ihr den Weg gewiesen hätte. Die Wunden, die ihr der Kampf eingebracht hatte, hatten sie vollkommen erschöpft, ihr

Energie und Kraft, Willensstärke und Entschlossenheit geraubt. Es fühlte sich alles so hoffnungslos an. Sie wusste, es war falsch, so zu empfinden, aber sie konnte nichts dagegen tun.

Der Traum, dachte sie plötzlich, war eine Vorahnung dessen gewesen, was auf sie zukam. Sie würde Johnny wieder sehen. Sie ging dorthin, wo er auf sie wartete, fern von dieser Welt, fern von diesem Wahnsinn.

*Tienes frío, Angel?*, hörte sie ihn aus dem Dunkeln fragen. Ist dir kalt? *Tienes miedo de morirte?* Hast du Angst zu sterben?

»*Estoy muy cansada*«, flüsterte sie. So müde.

Sie würde zu ihm gehen und hinter sich lassen, was sie noch an diese Welt fesselte, all ihre Hoffnungen und Pläne und ihr Pflichtgefühl gegenüber dem Wort und seinem Befehl. Sie hatte getan, was sie konnte, und mehr war ihr nicht möglich.

Sie schloss die Augen und driftete davon, ein befreiendes und angenehmes Gefühl. Auf dem Versprechen eines langen, tiefen Schlafs schwebte sie, ein Schlaf, nach dem sie an einem besseren Ort aufwachen würde. Wieder bei Johnny. Ihre Kindheit bei ihm war so schön gewesen! Deshalb erschien er jetzt in ihren Träumen. In ihren Erinnerungen war er das Beste in ihrer zerstörten Kindheit gewesen – nicht ihre toten Eltern, ihre kaputte Welt. Nur Johnny.

Dann kam er plötzlich auf sie zu, umgeben von blauem Licht, das in der Dunkelheit blitzte wie ein Stern. Sie öffnete überrascht die Augen, und die Helligkeit erstreckte sich bis zu ihr, umhüllte sie mit Wärme. Sie fiel über die weite verschneite Fläche, ein stetiger Strahl, der von weit her kam, um sie zu umfassen. Sie hob die Hand, versuchte, sie zu packen.

»*Angel*«, rief jemand.

Sie sah, wie eine Gestalt aus dem Schneegestöber und der dunklen Nacht erschien, in einen schweren Umhang gehüllt gegen die Kälte. Das blaue Licht ging von seiner ausgestreckten Hand aus. Sie versuchte, ihm zu antworten, aber ihr Mund war trocken, und die Worte kamen nur als heiseres Flüstern heraus.

»*Angel!*«, wiederholte er.

»*Johnny*«, gelang es ihr zu antworten.

Er kniete sich vor sie, und das blaue Licht erlosch. »Angel, ich bin es, Kirisin«, sagte er und beugte sich vor, das junge Gesicht vor Kälte verzerrt.

Sie starrte ihn an und versuchte, in seinen Zügen Johnnys Gesicht zu finden. Es gelang ihr nicht, aber schließlich erkannte sie, wen sie vor sich hatte. Nicht Johnny. Kirisin. Sie blinzelte gegen ihre Tränen an. Sie war wieder in der wirklichen Welt, lag kalt und frierend auf dem gefrorenen Hang des Syring, immer noch am Leben, aber nur noch schwach. »Kirisin«, sagte sie.

Er wischte den Schnee von ihr und betrachtete forschend ihre blutige Kleidung. »Kannst du aufstehen?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Ich werde dir helfen«, sagte er sofort. »Du wirst hier erfrieren. Wir müssen dich reinbringen, raus aus dieser Kälte.«

Er brachte sich in eine Position, die ihm eine gewisse Hebelwirkung ermöglichte, und schob einen Arm unter Angel, um sie hochzuziehen. Die Schmerzen fluteten wieder in ihren Körper zurück, als er das tat, die Wunden öffneten sich erneut. Aber er brachte sie in eine sitzende Position, legte dann beide Arme um sie und zog sie auf die Beine. Sie lehnte sich an ihn, unfähig, sich zu bewegen.

»Wenn du nicht gehen kannst, werde ich dich tragen«, sagte er, den Mund an ihr Ohr gepresst, so dass sie ihn trotz des heulenden Windes hören konnte.

Beinahe hätte sie laut gelacht; sie wusste, dass er für eine solche Aufgabe zu klein war. Dennoch, sie ließ es ihn versuchen. Sie nahm ihren schwarzen Stab und stützte sich darauf. Das ermöglichte ihr, einen Schritt zu machen. Dann versuchte sie einen weiteren Schritt, bewegte den Stab, machte noch einen Schritt und so weiter, während Kirisin langsam mit ihr ging, ihr Gewicht auf seinen Schultern, und sie mit den Armen leitete.

»Es ist nicht weit«, sagte er schwer atmend.

Sie nickte. Sprechen konnte sie nicht.

»Ist der Dämon tot?«, fragte er einen Augenblick später. Der Pulverschnee hatte seinen gebeugten Körper bereits mit einer Schicht Weiß überzogen, einer Art Umhang, der aus der Leere

herangeblasen worden war. Er sah aus wie ein Geist. Sie wahrscheinlich ebenfalls.

Angel nickte. Tot. »Der andere?«, brachte sie keuchend heraus.

»Ebenfalls tot. Ich werde alles erklären, wenn wir drinnen sind.«

Mühsam legten sie noch ein paar Schritte zurück, und dann noch einige. Der Schnee peitschte auf sie ein, griff sie mit winzigen stechenden Flocken an. Angel war noch nie so kalt gewesen, aber zumindest spürte sie wieder etwas. Nicht überall – der größte Teil ihres Körpers war immer noch taub und reagierte nicht –, aber genug, um zu wissen, dass sie immer noch lebte.

Flüchtig dachte sie an den Traum und an Johnny, der sie vom Leben zum Tod führte, von dieser Welt in die nächste. Es hatte so echt gewirkt, so nah. Sie hatte mit ihm gehen wollen, bei ihm bleiben. Aber nun wurde ihr klar, dass es die Wunden und die Kälte gewesen waren, die sie verlockt hatten. Der Traum war ein Trick gewesen, ein Versuch, ihr ihre Willenskraft zu rauben und sie zur Sklavin zu machen.

Sie war noch nicht bereit für den Tod – er würde warten müssen.

Aber vielleicht nicht sehr lange, fügte sie in Gedanken hinzu. Sie hatte ihn weggeschoben, aber er verharrte am Rand ihres Blickfelds und in den Winkeln ihres verwundeten Körpers. Er würde schnell kommen, um sie zu holen, wenn sie auch nur ein klein wenig nachgab. Wenn sie überleben wollte, würde sie sich ungeheurer anstrengen müssen.

Eine Anstrengung, zu der nur ein Ritter des Wortes imstande war.

Sie stolperte und wäre beinahe gefallen. Kirisin packte sie fester, um sie aufrecht zu halten, und wartete kurz, bis sie ihr Gleichgewicht wieder gefunden hatte, ehe er weiterging. Sie richtete sich auf und starrte konzentriert in die Dunkelheit vor sich, wo der Berghang sich wie eine schwarze Wand zu den Sternen erhob.

»Ich hätte dich beinahe nicht gefunden«, sagte der Junge plötzlich.



Terry Brooks

**Die Großen Kriege 3**

Die Flüchtlinge von Shannara

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 448 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26561-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2009

Ein wunderbares Epos voller schauriger Geschöpfe, Geheimnisse und unvergesslicher Helden

Der Abschluss der spannenden Vorgeschichte zur großen Shannara-Saga.

Die letzten Städte der Menschen sind gefallen. Dämonen und schreckliche Monstren beherrschen nun das Land. Und sie machen Jagd auf Logan Tom, Angel Perez und ihre wild zusammengewürfelte Gruppe von Flüchtlingen, die versuchen, sich nach Norden durchzuschlagen – zu jenem sicheren Hort, von dem der geheimnisvolle König vom Silberfluss gesprochen hat. Doch um dieses Ziel zu erreichen, müssen die Flüchtlinge unzählige Gefahren überwinden – denn auf dem Spiel steht nicht weniger als die Zukunft zweier Völker: der Menschen und der Elfen ...